

Modul II

Auseinandersetzung mit Sachinformationen zu
„Zuwanderung und Integration“



Migrationsgeschichten

Schlüsselbegriffe: Migrationserfahrungen, Push- und Pullfaktoren

Kurzbeschreibung:

In dieser Übung geht es darum, individuelle Migrationserfahrungen wahrzunehmen und nachzuvollziehen.

Intention:

Durch die Auseinandersetzung mit exemplarischen Biografien von jungen Menschen, die ihre Migrationsgeschichten erzählen, soll ein altersgemäßer Zugang zu Migrationserfahrungen ermöglicht werden. Im Vordergrund steht das Nachvollziehen der Auswanderungsmotive und die Sensibilisierung für Herausforderungen, denen sich Migrantinnen und Migranten im Aufnahmeland stellen müssen (beispielsweise Sprache, Kultur).

Methoden:

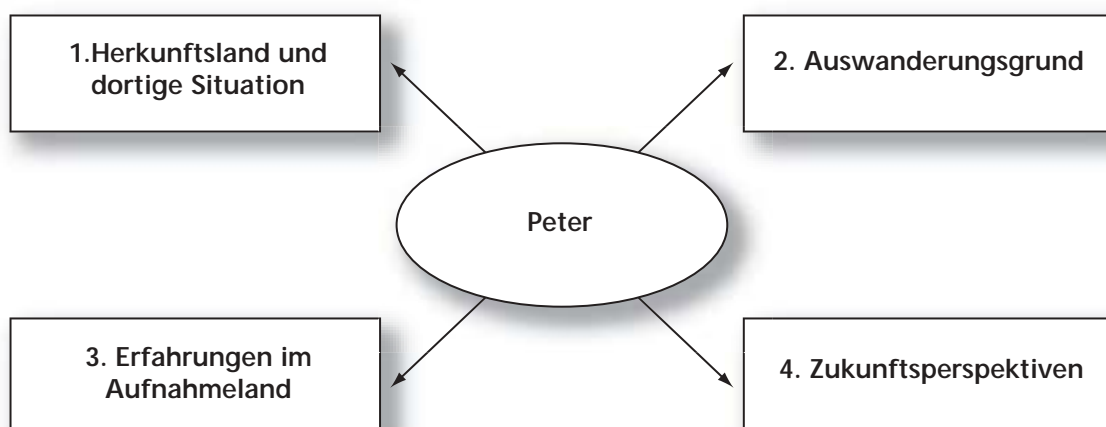
1. Gruppenarbeit, Postergestaltung
2. szenische Darstellung
3. Plenum

Vorbereitung:

Bereitstellung von Papier (Flipchartbögen) und Stiften.

Ablauf:

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer bilden Gruppen von vier bis fünf Personen. Jede Gruppe erhält eine Migrationsgeschichte (siehe „Material zu Modul II“). Zunächst wird die Geschichte von allen Gruppenmitgliedern gelesen und in der Gruppe besprochen. Die in der Gruppe zu diskutierenden Fragen könnten lauten: Was hat mich überrascht, irritiert, nachdenklich gemacht? Die Gruppe erhält zugleich die Aufgabe, eine Identitätsposter für die Person zu erstellen, deren Migrationsgeschichte sie bearbeiten. Auf diesem Poster soll die konkrete Erfahrung der Person über folgende vier Themen zusammengetragen und später der Gesamtgruppe über ein Poster vorgestellt werden:



Für die Diskussion in den Kleingruppen und die Vorbereitung der Identitätsposter haben die Gruppen 45 Minuten Zeit. Dann werden die Identitätsposter im Raum ausgestellt. Die Gruppen platzieren sich nach einem kurzen Galeriespaziergang vor ihrem Poster und präsentieren szenisch eine besonders wichtige Lebenssituation ihrer Person. Bei kleinerer Gruppengröße können die Poster auch mündlich erläutert werden. Nach der Präsentation ihrer Migrationsgeschichte werden die Teilnehmerinnen und Teilnehmer gebeten, zu bewerten, welche Rolle Push- oder Pullfaktoren für die jeweils spezifische Auswanderungsentscheidung ihrer Person gespielt haben. In manchen Fällen kann die Zuordnung dadurch erschwert sein, dass sich Push- und Pullfaktoren überschneiden. Dies sollte diskutiert werden, weil es die Komplexität von Migrationsentscheidungen verdeutlicht. Als Ergänzung kann eine Namenskarte der Personen auf der Zeitleiste eingeordnet und befestigt werden.

Im Gesamtbild verweben sich die persönlichen Beweggründe der Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus der vorangegangenen Übung „Push- und Pullfaktoren: Warum Menschen ein- und auswandern.“ mit tatsächlich erlebten Migrationsgeschichten. Einwanderungs- und Auswanderungsentscheidungen von Menschen und deren jeweilige sozialen, politischen und kulturellen Kontexte werden in ihrer Vieldimensionalität sichtbar und nachvollziehbar. Einwanderungsprozesse erhalten ein individuelles Profil – ein Gesicht. Statistiken werden in persönliche Geschichten verwandelt.

Info:

Alter: Ab 14 Jahre

Zeit: Je nach Gruppengröße ca. 90 Minuten

Rahmen: Großer Raum mit einer freien Wand, Tafel oder Stellwand; für die Kleingruppenarbeit sind weitere Räume zum Ausweichen günstig

Material: Flipchartpapier (für jede Arbeitsgruppe einen Bogen), Stifte, Kreppband oder Pinnadeln und die Kopien der Migrationsgeschichten aus dem „Material zu Modul II“.

Einführung: „Migrationsgeschichtliche Aspekte und Wanderungen auf deutschem Territorium“

Folgende Zusammenstellung von Fakten zur Migrationspolitik und historischen Wanderungsbewegungen von Menschen auf „deutschem“ Territorium versteht sich als exemplarische Übersicht. Ein Anspruch auf Vollständigkeit wird nicht erhoben. Die gewählte Zeitspanne beginnt mit den Glaubensflüchtlingen in Europa und endet mit der Debatte über das Zuwanderungsgesetz in Deutschland. Man hätte unter dem Aspekt der Glaubensflüchtlinge ebenso über die Waldenser oder die Salzburger Protestanten sprechen können. Wir haben uns für die Gruppe der Hugenotten entschieden. Ebenso ist die Erwähnung der „Ruhrpolen“ Ergebnis einer willkürlichen Auswahl, die wir unter dem Gesichtspunkt der Veranschaulichung unterschiedlicher Migrationskontexte getroffen haben. Wichtig ist uns zu zeigen, dass Wanderungen, Teil der Menschheitsgeschichte sind. Immer wieder verlassen Individuen und Menschengruppen ihr Herkunftsland aus einer Vielzahl von Gründen (etwa Arbeitsmigration, Hungersnot, Krieg und Verfolgung, Abenteuerlust) und siedeln sich in anderen Regionen und Ländern an. Auch die Deutschen gehörten lange Zeit zu den Auswanderern Europas – zumeist mit dem Ziel Amerika. Erst um die Jahrhundertwende kehrte sich dieser Trend um und Deutschland wurde allmählich zum de facto Einwanderungsland.

Im Workshop empfiehlt es sich, die ausgewählten Daten und Ereignisse durch eine Zeitleiste (an der Tafel oder einem langen Poster) zu visualisieren und den Lernenden in Form eines Kurzvortrages zu präsentieren. Dabei können Sie sich auf die Faktensammlung beziehen. Es empfiehlt sich dringend diese Faktensammlung durch Eigenlektüre anzureichern. Da diese lediglich eine grobe Orientierung bietet, enthält der Service-Teil Literaturempfehlungen und Websites zur Geschichte der Migration.

Über Nacht von Teheran nach Frankfurt

Einreisejahr 1979

Ich heiße Farhad Shirazi und bin im Iran geboren. Allerdings habe ich dort nie richtig gelebt, weil meine Familie das Land verlassen musste, als ich 1 _ Jahre alt war. Der Grund war die islamische Revolution 1979. Die anhaltenden Proteste gegen die Regierung veranlassten den Schah, das Land zu verlassen. Islamistische Kräfte gewannen die Oberhand. Ajatollah Chomeini kam an die Macht und rief als fundamentalistischer geistlicher Führer einen Gottesstaat aus. Mein Vater war als Regierungsbeamter des Schahregimes in Lebensgefahr. Aus Angst vor Verfolgung sahen meine Eltern keinen anderen Ausweg, als aus ihrer Heimat zu fliehen. Ich war natürlich noch zu klein, als dass ich mich erinnern könnte, wie die Flucht verlief. Es musste alles ganz schnell gehen. Wir konnten jeder nur einen Koffer mitnehmen. Alles mussten wir zurücklassen: unser Haus in Teheran, unsere Möbel, das Geschirr und mein Spielzeug, einfach alles.

Für die Familien war das sehr schmerzhaft. Man ahnte, dass man sich lange Zeit nicht wiedersehen würde. Während die Verwandten meines Vaters ebenfalls Asyl in anderen Ländern suchten, blieben die Eltern und Geschwister meiner Mutter im Iran. Über viele Jahre konnten sie sich nicht besuchen, weil die Iraner das Land nicht verlassen durften. Die Geflohenen hingegen mussten fürchten, bei einem Besuch verhaftet zu werden. Das ist auch der Grund, warum ich noch nie im Iran war. Eigentlich habe ich gar keine Beziehung zu diesem Land, das meine Eltern Heimat nennen.

Bis zu meinem vierten Lebensjahr habe ich nur persisch gesprochen. Wir lebten in einer deutschen Großstadt, wo es viele Exiliraner gab. Wir waren fast immer mit anderen Iranern zusammen. Kontakt zu Deutschen gab es kaum, außer vielleicht beim Einkaufen im Supermarkt. Die Iraner wollten ja auch nicht in Deutschland bleiben, sondern warteten darauf, dass sich die politische Lage in der Heimat wieder zu ihren Gunsten ändern würde, so dass man zurückkehren hätte können. Dann haben sich meine Eltern getrennt. Meine Mutter verliebte sich in einen deutschen Mann. Den hatte sie tatsächlich beim Einkaufen kennen gelernt. Von da an hatte ich einen deutschen Stiefvater und eine deutsche Familie. Das war eine große Veränderung für mich. Die deutsche Sprache gehörte auf einmal zu meinem Alltag und war zugleich Überlebensstrategie im Kindergarten, den ich besuchte. Ich hatte Angst, nicht akzeptiert zu werden und so lernte ich in einem Affentempo deutsch. Meine Erzieherinnen waren ganz baff, wie schnell ich mich verständlich machen konnte.

Heute fühle ich mich mehr deutsch als iranisch. Das Problem ist, dass ich als Deutscher nicht richtig akzeptiert werde. Das hat vor allem mit meinem Aussehen zu tun. Ich bin halt ein ziemlich dunkler Typ: schwarze Haare und meine Haut ist auch etwas dunkler. Da glaubt mir kein Mensch, dass ich nicht das ganze Jahr auf der Sonnenbank liege. Für die Leute ist klar: Der ist Ausländer. Dass ist schon eine schmerzliche Erfahrung, wenn man im eigenen Land als Fremder gesehen wird, eben nicht als zugehörig. Es ist schon unfair, wenn Du immer hier gelebt hast, also hier aufgewachsen bist und hier die Schule besuchst, deine Freunde hier hast und deine Zukunftsperspektiven hier entwickelst und trotzdem nicht akzeptiert wirst. Ich fühle mich schließlich auch deutsch. Außerdem habe ich ja gar keine andere Heimat.

Von meinen Mitschülern und Lehrern werde ich respektiert. Die Leute, die mich kennen, die schätzen mich. Das ist ein gutes Gefühl. Ich bin auch total engagiert in der Schule. Zum Beispiel setze ich mich für Schüler ein, die Probleme mit Drogen haben. Gleichzeitig interessiere ich mich für den Islam. Das heißt aber nicht, dass ich dauernd in die Moschee renne. Ich lese eher was drüber und habe an der Schule eine AG gegründet, zu der alle kommen können, die Bock haben, über den Islam zu diskutieren.

Zu Hause feiern wir zwar die muslimischen Feiertage, aber wir leben nicht streng nach den Glaubensregeln. Viele Christen gehen ja auch nur zu Weihnachten in die Kirche. Und obwohl mein Stiefvater nicht zum Islam übergetreten ist, macht er alle Feste mit. Das finde ich super. Er ist total offen. Ich sehe mich als Moslem. Und da nervt es mich schon, wenn Muslime in den Medien so negativ dargestellt werden. Klar gibt es da Radikale, die einen Gottesstaat wollen und so fundamentalistisch drauf sind. Aber das ist eine Minderheit. Durch die Terrorismusmeldungen wird das Problem schlimmer dargestellt, als es ist. Die meisten Muslime wollen einfach nur in Ruhe beten können und wünschen sich ein friedliches und normales Miteinander mit den Christen und den Juden.

Für meine Zukunft in Deutschland wünsche ich mir, dass die Deutschen offener werden für andere Kulturen und Religionen. Sie müssen lernen, dass auch jemand, der dunkle Haut hat, ein Deutscher sein kann. Egal, wo jemand herkommt, er sollte als Mensch respektiert werden. Und wenn jemand so lang in Deutschland lebt wie ich, dann sollte er als Deutscher anerkannt werden. Deutscher Staatsbürger bin ich ja schon.

Als Hugenotte vertrieben: Von Frankreich nach Preußen

Einreisejahr 1685

Mein Name ist Alain Vencour. Ich komme aus einem kleinen Ort in Frankreich. Meine Familie und ich mussten Frankreich vor 10 Jahren verlassen, weil das Leben für uns Hugenotten unerträglich geworden war. Hugenotten sind Protestanten. Im katholischen Frankreich waren wir eine ungeliebte Minderheit. Ständig wurden wir angefeindet und ausgegrenzt. Man redete schlecht über uns und bedrohte uns. Bis in das Jahr 1685 waren wir durch das sogenannte Toleranzedikt von Nantes geschützt, zumindest durfte man uns nicht auf offener Straße verfolgen. Als König Ludwig XIV dieses Gesetz 1685 aufhob, nahm die Diskriminierung und Verfolgung schlimme Formen an. Wir waren mit Leib und Leben bedroht. Mit Tausenden unserer Glaubensbrüder verließen wir Frankreich. Die Menschen packten quasi über Nacht ihre Sachen und machten sich auf den Weg in die reformierten Länder Europas. Das Ziel war klar: ein Land, in dem wir als Hugenotten anerkannt werden und unseren Glauben frei ausüben dürfen.

Mein Vater war Handwerker. Er hatte sich auf feine Holzarbeiten und Schnitzereien spezialisiert und viel Erfahrung in der Herstellung von hochwertigen Möbeln für den französischen Adel gesammelt. Deshalb entschieden wir uns, zunächst nach Potsdam zu gehen, wo der Kurfürst von Brandenburg uns Hugenotten gestattete, uns niederzulassen. Der Fürst bot uns ein ganzes Bündel an Privilegien, die uns den Einstieg erleichtern sollten, wie etwa Steuerfreiheit für drei Jahre und Mietbefreiung. Auf diese Weise konnten wir eine kleine Holzmanufaktur aufbauen. Viel wichtiger aber als das finanzielle Entgegenkommen des Fürsten war die Garantie von Glaubens- und Kultusfreiheit, d.h. dass wir unsere Religion ungestört praktizieren und unsere eigenen Bildungsvorstellungen umsetzen konnten. Auch mit der französischen Sprache, die ja unsere Muttersprache war, blieben wir weiterhin verbunden. In der Schule wurde ich von ebenfalls geflohenen Hugenotten auf Französisch unterrichtet. Gleichzeitig lernte ich aber die deutsche Sprache, Sitten und Gebräuche. Uns war klar, dass unser Aufenthalt hier kein vorübergehender sein würde. Die politische Lage in Frankreich war zu angespannt und die immer wieder aufkommende Verfolgung der Hugenotten hatte uns misstrauisch gemacht. Zum ersten Mal in unserem Leben fühlten wir uns zwar als Fremde, aber doch sicher und frei. Dieses Gefühl wollten wir nicht so schnell wieder verlieren.

Für mich war es eigentlich nicht so schwer, mich auf meine neue Umgebung einzustellen. Ich war jung und unternehmungslustig und hatte Lust, die Welt zu entdecken. Außerdem hatte ich viele Freunde, die in der gleichen Situation waren und wir streunten herum und entdeckten unsere neue Heimat gemeinsam. Die ausgewanderten Hugenotten lebten fast alle im gleichen Stadtteil und so waren wir eine Art Stadt in der Stadt. Auf diese Weise kann man sich in der Fremde auch immer noch zu Hause fühlen.

Ich habe eine Schreiner- und Schnitzerausbildung bei meinem Vater gemacht, dessen Arbeiten ich bis heute bewundere. Ich bin nie ein so guter Handwerker geworden wie er. Dazu fehlt mir einfach die Fingerfertigkeit. Aber ich bin ein guter Geschäftsmann, so dass unsere Holzmanufaktur besser läuft denn je. Heute sind wir angesehene Bürger der Stadt, zahlen unsere Steuern und fühlen uns dem Fürsten verbunden. Denn ohne das Asyl des Fürsten und seine Starthilfe wären wir verloren gewesen.

Als Bürgerkriegsflüchtling von Bosnien nach Deutschland

Einreisejahr 1993

Mein Name ist Sanja Sponar. Ich komme aus einem Dorf in Bosnien. Ich bin 1993 nach Deutschland gekommen. Damals war ich 13 Jahre alt. Ich weiß noch, wie ich plötzlich mitten in der Nacht von einem lauten Knall aufgewacht bin. Die serbische Armee hatte begonnen, unser Dorf mit Granaten zu beschießen. Ich werde diese Nacht nie vergessen. Zuerst sind meine Mutter, mein kleiner Bruder und ich in unseren Keller geflüchtet und später in eine Zuflucht in unserem Dorf, wo wir die ganze Nacht mit vielen anderen Nachbarn darauf gewartet haben, dass der Beschuss endlich aufhörte. Aber das Warten dauerte. Die serbische Armee umstellte unser Dorf für zwei Wochen. Niemand durfte rein und niemand durfte raus. Wir hatten kaum noch etwas zu essen. Am 18. Tag rückten dann Panzer und Busse der serbischen Armee in unser Dorf ein. Soldaten trieben alle Leute mit Gewehren aus ihren Häusern. Wir mussten in einer Kolonne durchs Dorf laufen. Dabei hat die Armee auf die Menschen geschossen. Viele wurden verwundet und getötet. Auf dem Hauptplatz des Dorfes trennten die Soldaten die Frauen und Kinder von den Männern. Die Männer wurden geschlagen. Geld und Schmuck wurden uns abgenommen und auch unsere Dokumente mussten wir wegwerfen. Sie sagten uns, dass wir die nicht mehr brauchen würden. Wir dachten, dass sie uns alle umbringen. Danach wurden wir in einer Lagerhalle eingesperrt. Wir mussten ganz still sitzen, durften weder sprechen noch weinen. Schlimm war auch die Sorge um meinen Vater und meinen Bruder. Wir wussten ja nicht, wo sie waren und was mit ihnen passiert war.

Einige Stunden später trieb man uns in einen Güterzug am Bahnhof. Es war furchtbar eng und wir bekamen kaum noch Luft. Zwei Tage und zwei Nächte mussten wir in dem Waggon aushalten. Wir wussten nicht, wohin wir führen. Es gab weder zu essen noch zu trinken. Aber wir hatten noch Glück. Wir wurden mit dem Zug bis zur Grenze gefahren und dort aus dem Zug geworfen. Mein Bruder und mein Vater waren in ein Lager gebracht worden, wie wir später erfuhren. Meine Mutter und ich konnten nicht in unser Dorf zurück und so sind wir von Kroatien weiter nach Deutschland geflüchtet, in die Nähe von München. Dort kamen wir bei einem katholischen Orden unter, wo meine Mutter auch arbeiten konnte. Endlich waren wir in Sicherheit und als mein älterer Bruder aus dem Lager kam und auch zu uns stieß, weinten wir alle vor Freude. Trotzdem waren wir auch traurig, weil mein Vater nicht aus dem Lager zurückkam. Er ist bis heute verschollen.

Ich konnte auf die Realschule gehen und 1998 meine Mittlere Reife machen. Es fiel mir relativ leicht, die Sprache zu lernen, und ich habe schnell viele Freunde gefunden, besonders in meinem Handballverein. Mein Bruder dagegen tat sich sehr schwer, Deutsch zu lernen und hatte Probleme, sich hier einzuleben. Dazu kam, dass unser Aufenthalt auf immer kürzere Zeiträume begrenzt wurden. Wir wussten also nie, ob wir von einem Tag auf den anderen Deutschland wieder verlassen mussten. Wohin sollten wir denn dann gehen? Eines Tages war es jedoch soweit. Mein Bruder und meine Mutter mussten ausreisen. Allerdings konnten sie nicht nach Bosnien zurück, weil dieser Teil inzwischen serbisch geworden war: Sie gingen nach Kroatien, wo sie noch mal ganz neu anfangen mussten. Zwar hatten wir das Recht, in unser Haus zurückzukehren, aber in der Praxis funktioniert das nicht, weil die serbische Mehrheit dort alles tut, um einem bosnischen Rückkehrer das Leben schwer zu machen. Außerdem: Wer möchte schon unter den Mördern seines Vaters leben? Ehrlich gesagt, eine gruselige Vorstellung. Fairerweise muss man sagen, dass auch meine Landsleute sich oft nicht mit Ruhm bekleckert haben. Auch Serben haben durch „uns“ ihr Leben verloren und ihre Familien hassen uns. Auf jeden Fall wird es sehr, sehr lange dauern, bis die verschiedenen Nationalitäten wieder normal miteinander umgehen können.

Ich blieb also allein in Deutschland zurück. Ich fühlte mich ziemlich einsam ohne meine Familie, aber ich wollte unbedingt mein Abitur an der Fachoberschule machen. Irgendwann bekam auch ich keine Aufenthaltsbewilligung mehr, sondern nur noch eine „Duldung“. Mir ging es in dieser Zeit ziemlich schlecht.

Zuwanderung und Integration

Neben dem Abiturstress musste ich dauernd Behördengänge machen, um meinen Aufenthaltsstatus zu klären. Damit hatte ich so viel zu tun, dass ich kaum noch Zeit für meine Freunde hatte. Ich wusste nie, ob ich mein Abitur, für das ich die ganze Zeit so geschuftet hatte, noch machen konnte oder ob ich vorher Deutschland würde verlassen müssen.

Es hat dann doch alles geklappt. Ich habe die Prüfung bestanden und war wahnsinnig glücklich. Danach wollte ich eigentlich Feinwerk- und Mikrotechnik an der Fachhochschule studieren. Aber ich weiß nicht, ob ich es hier ohne Familie aushalte. Meine Mutter fehlt mir sehr. Es wird schwer, mein Leben zu finanzieren, denn ich darf nur 90 Tage im Jahr arbeiten und das Leben hier ist teuer. Einstweilen habe ich mich darum gekümmert, dass ich für das Studium in Deutschland bleiben darf. Damit hat meine Zukunft schon angefangen.

Von der ostpreußischen Provinz in den Ruhrpott

Einreisejahr 1880

Mein Name ist Jerzy Soltan. Ich bin 27 Jahre alt und vor zehn Jahren als Bergarbeiter nach Bottrop gekommen. Geboren und aufgewachsen bin ich in einem kleinen Dorf in der ostpreußischen Provinz. Arbeit gab es dort keine, außer Bauer zu werden. Das wollte ich nicht. Eines Tages kamen zwei Männer aus Westpreußen in unser Dorf. Sie versammelten alle jungen Männer um sich. Es gab Bier, Schnaps und Tabak umsonst. Sie erzählten uns, dass man im Ruhrgebiet, wo es viele Kohlezechen gäbe, händeringend junge Bergarbeiter suche. Man würde uns vor Ort anlernen und gut bezahlen. Auch für Unterkunft sei gesorgt. Für mich und meinen Freund Tomas war das die Gelegenheit, auf die wir gewartet hatten: Weg von zu Hause, weg aus dem Dorf, eigenes Geld verdienen und eine andere Gegend kennen lernen. Wir unterschrieben gleich einen Zweijahresvertrag, packten in Windeseile unsere sieben Sachen, verabschiedeten uns von unseren Familien und schlossen uns den beiden Männern an, die so großzügig und wortreich um uns geworben hatten. Auf dem Weg machten sich die Männer über uns junge Burschen lustig. Als wir nach mehrtägiger beschwerlicher Reise, die zu guten Teilen auch zu Fuß zurückgelegt werden musste, endlich in Bottrop ankamen, war es finstere Nacht. Die beiden Männer brachten uns in die sogenannte Werkskolonie. Hier wohnten ausschließlich Polen, die in der nahe gelegenen Zeche arbeiteten. Wir teilten unsere primitive Bleibe mit vier anderen Männern, die uns nicht gerade herzlich empfingen, zumal wir ihre Nachtruhe störten. Am nächsten Morgen ging es gleich an die Arbeit, die extrem hart und schmutzig war. Wir hatten ja keine Ahnung vom Bergbau. Am Abend fielen wir völlig erschöpft in unsere Pritschen. Es dauerte eine Zeit, bis wir uns an den Arbeitsrhythmus und die Arbeitsbedingungen gewöhnt hatten. Besonders die Schichtarbeit machte uns zu schaffen.

Sonntags gab es einen Gottesdienst in polnischer Sprache und auch sonst sprachen wir eigentlich fast immer polnisch. Wir gründeten auch unsere eigenen Vereine, wo wir Bräuche aus der Heimat pflegten, Kleinvieh züchteten und Gemüse anbauten. Das war nur möglich, weil wir preußische Staatsbürger sind und deshalb eine gute rechtliche Stellung besitzen, etwa im Vergleich zu den polnischen Wanderarbeitern, die rücksichtslos ausgebeutet werden und keinerlei Rechte haben.

Mit den Deutschen habe ich außerhalb meiner Arbeit relativ wenig zu tun. Allerdings bin ich in der Gewerkschaft der Bergarbeiter sehr aktiv. Ich gehöre zu den engagierten Mitgliedern und setze mich für die Rechte der Arbeiter ein. Dabei mache ich keinen Unterschied zwischen polnischen und nicht-polnischen Arbeitern. Meine Kollegen in der Zeche schätzen mich deshalb. Ich bereue meine Entscheidung, nach Bottrop zu gehen, nicht. Die Arbeit ist zwar sehr hart und kräftezehrend, aber sie ermöglicht mir doch ein eigenes Leben. Seit kurzem habe ich eine deutschsprachige Freundin. Sie ist die Schwester eines Kumpels aus der Zeche. Ich bin sehr verliebt. Wenn wir heiraten, ziehe ich aus der Werkskolonie in die Stadt. Dann komme ich doch noch unter die Deutschen. Nach zehn Jahren im Zechendorf freue ich mich drauf, ein neues Leben draußen anzufangen.

Aus Angola in die DDR

Einreisejahr 1985

Mein Name ist Alina Makeba, ich stamme aus Angola und lebe seit 1985 in Leipzig. Ich bin als Vertragsarbeiterin in die damalige DDR gegangen. Angola galt als sozialistisches Bruderland und wegen des Arbeitskräftemangels in der DDR schloss man mit uns Angolanern befristete Arbeitsverträge.

Meine Familie hatte früher auf dem Land gewohnt, aber wie viele andere Familien ist auch meine Familie während des Bürgerkrieges, der Angola völlig verwüstet hat, in die Hauptstadt Luanda gezogen. Wir hofften, wenigstens dort überleben zu können. Die Lebensbedingungen, die wir vorfanden, waren jedoch noch schlechter als auf dem Land. Wir lebten in Slums am Rande der Stadt. Als sich dann die Möglichkeit bot, in der DDR zu arbeiten, habe ich mich sofort gemeldet. Ich wollte einfach nur raus aus dem Elend. Meine Familie begrüßte meine Entscheidung, denn sie wusste, dass ich Geld nach Hause schicken würde.

Als ich in die DDR kam, war alles neu für mich und ich brauchte eine ganze Weile, um mich zurechtzufinden. Während unseres Aufenthalts wurden wir Vertragsarbeiter nach Geschlechtern getrennt in Wohnheimen untergebracht. Wir Frauen erhielten bei der Ankunft gleich die Anti-Baby-Pille. Uns wurde erklärt, dass wir im Falle einer Schwangerschaft zurückreisen müssten. Wir wurden ständig kontrolliert, damit wir keinen Besuch bekamen, denn dies war verboten. Ich war wirklich unglücklich in dieser Zeit. Der einzige Trost waren die anderen Arbeiterinnen aus Angola, die das gleiche Schicksal hatten und die mich verstanden.

Die Arbeit in der Fabrik war hart und schmutzig. Wir mussten häufig wechselnde Schichtarbeit leisten. Aber ich konnte einen beachtlichen Teil meines Gehalts nach Hause schicken. Es gab sogar die Möglichkeit, Waren nach Angola zu versenden. Ich wusste, wie wichtig meine Unterstützung für meine Familie war, also arbeitete ich weiter und weiter.

Mein Vertrag war auf zwei Jahre begrenzt. Da ich aber gute Arbeit leistete und der Vorarbeiter mit mir sehr zufrieden war, wurde mein Vertrag nach Ablauf der Zeit immer wieder um ein Jahr verlängert.

Wir Vertragsarbeiter aus dem Ausland führten ein sehr abgeschirmtes Leben. Ich hatte in meiner Freizeit kaum Kontakt zu den Deutschen, sondern nur zu den Bewohnern meiner Unterkunft: zu Kubanern, Vietnamesen und Mosambikanern. Das einzige, was ich vom deutschen Leben mitbekam, waren die Deutschkurse, die wir besuchten.

1988 passierte es dann: Ich lernte Arne kennen. Arne ist Deutscher und er arbeitete im gleichen Betrieb. Dies durfte nur niemand bemerken, da man mich sonst sofort wieder nach Angola geschickt hätte. Es war uns Frauen aus dem Ausland strikt verboten, mit deutschen Männern ein Verhältnis zu haben oder sie gar zu heiraten. Also trafen wir uns über ein Jahr nur sehr selten und immer heimlich. Arne erzählte mir, dass die Deutschen mit Neid auf die Vertragsarbeiter blickten. Sie dachten, dass wir Ihnen begehrte Konsumgüter wegkauften und dass wir Devisen als Lohn bekämen. Die DDR-Bürger dachten also, wir hätten es besser. Das stimmte natürlich nicht, verursachte aber viele Vorurteile und Missgunst uns gegenüber. Arne war natürlich anders. Er wusste, dass an diesen Gerüchten nichts dran war. Ich war zum ersten Mal seit meinem Fortgehen von zu Hause wieder glücklich. Mit dem Mauerfall änderte sich mein Leben und das der anderen Vertragsarbeiter schlagartig. Viele meiner Freunde und auch ich verloren ihre Arbeit. Viele kehrten in ihre Heimat zurück, auch wenn sie nicht wussten, was sie dort erwartete, andere stellten einen Antrag auf Asyl. Ich zog zu Arne. Im November 1991 heirateten wir und bekamen bald darauf eine Tochter. Nach unzähligen Behördengängen und Bergen an Papierkram

und auszufüllenden Formularen bekam ich nach ein paar Jahren die deutsche Staatsbürgerschaft. Ich war überglücklich.

In den Jahren nach der Wende kamen dann neue Probleme: Die Anschläge auf Ausländer. Ich bin seitdem sehr ängstlich geworden. Ich gehe nach Einbruch der Dunkelheit nicht mehr allein aus dem Haus und meine Tochter geht nur in Begleitung zur Schule. Wir werden oft angepöbelt und beschimpft. Ich fühle mich deshalb sehr hilflos. Dennoch bin ich froh, hier leben zu können. Ich hoffe, dass meine Tochter eine gute Ausbildung bekommt und eine Zukunft hat. Sie muss nicht, wie ich, in einem Bürgerkriegsland aufwachsen. Dafür bin ich sehr dankbar.

Weltreise nach Berlin

Einreisejahr 2001

Mein Name ist Diego Sanchez. Ich bin 25 Jahre alt und stamme aus Spanien. Ich lebe seit zwei Jahren mit meiner Freundin Ruth in Deutschland. Eigentlich hatte ich niemals vorgehabt, in Deutschland zu leben. Vor drei Jahren beschloss ich, meinen Rucksack zu packen, meinen Job als Industriekaufmann zu kündigen und ein Jahr lang die Welt zu bereisen. Ich hoffte, danach zu wissen, was ich wirklich wollte. Ich hatte einfach keine Lust mehr, Tag für Tag zur Arbeit zu gehen und abends müde vor dem Fernseher einzuschlafen. Ich war überzeugt, dass der Job nicht alles ist. Ich reiste durch Südostasien, war in Brasilien, in den USA und Kanada. Dann wäre mein Jahr eigentlich schon vorbei gewesen, aber ich hatte das Gefühl, noch nicht genug von der Welt gesehen zu haben und wollte unbedingt noch andere europäische Länder kennen lernen. Also verlängerte ich meine Weltreise nochmals um drei Monate. Ich war in Paris, London, in Griechenland und Italien unterwegs und dann noch in Berlin. Berlin gefiel mir sehr gut. Es war so viel Leben in dieser Stadt und ich mochte die Leute. Eines Tages saß ich in der Bahn und hatte gerade meine Station verpasst. Ich fragte das Mädchen, das mir gegenüber saß, wie die nächste Station hieß. Irgendwie kamen wir ins Gespräch und gingen einen Kaffee trinken. Es war Liebe auf den ersten Blick. Wir waren beide völlig überrascht und überwältigt, dass uns so etwas passieren konnte. Wir verstanden uns von Tag zu Tag besser und ich stornierte meine Flüge nach Skandinavien und auch meinen Heimflug nach Spanien schob ich immer weiter auf. Es war eine sehr unsichere Zeit, weil es immer schwieriger wurde und eine Entscheidung anstand. Nach drei Monaten ging mir wirklich das Geld aus und wir entschieden, dass ich zurück nach Spanien gehen würde. Dort wollte ich arbeiten, um Geld zu verdienen. Dann wollte ich wieder zurückkommen. Ruth studiert in Berlin und konnte mich leider nicht begleiten. Während meiner großen Reise um die Welt hatte ich Spanien, meine Freunde, mein Leben und alles, was meine Heimat ausmachte, sehr vermisst. Auf dem Rückflug nach Hause wurde mir dann mehr und mehr klar, dass plötzlich nichts mehr so wichtig war wie Ruth. Meine Freunde versuchten, mich dazu zu überreden, in Spanien zu bleiben. Mein alter Chef wollte mich wieder einstellen. Irgendwann begriffen aber alle, wie ernst es mir war und dass ich das Risiko auf mich nehmen wollte. Trotzdem war es gut zu wissen, dass ich jederzeit zurückkommen konnte.

Der beste Tag meines Lebens war, als Ruth mich in Berlin vom Flughafen abholte. Als ich sie sah, war ich mir wieder hundertprozentig sicher, dass ich das Richtige tat. Zurück in Berlin organisierte ich mir als erstes einen Sprachkurs. Ich dachte, wenn ich erst einmal deutsch spreche, wird der Einstieg ins Berufsleben bestimmt einfach werden. Ruth und ich sahen uns in dieser Zeit leider viel zu wenig, da sie neben der Uni noch arbeiten musste und wir beide abends nach dem Lernen sehr müde waren.

Trotzdem sind wir sehr glücklich. Nach einem halben Jahr sind meine Deutschkenntnisse schon recht gut. Ruth spricht auch mehr und mehr Deutsch mit mir und wir haben eine originelle Mischmasch-Sprache entwickelt.

Ich begann, mich überall zu bewerben, aber in Deutschland ist es recht kompliziert, eine Stelle zu bekommen, wenn man keine Ausbildung in Deutschland gemacht hat. Ich konnte aber eine Stelle in einer Bar bekommen. Und für eine spanische Bar konnten sie keinen besseren Barkeeper finden als mich - zumal die Bar „Don Diego“ heißt. Der Job macht mir Spaß und ich habe viele Leute kennen gelernt. Mein Leben findet seitdem hauptsächlich am Abend und nachts statt. Es ist schon sehr anstrengend, aber auch lukrativ. Die Trinkgelder sind sehr gut dort.

Ruth überlegt mittlerweile, ob sie vielleicht für ein Jahr mit mir nach Spanien geht, um dort zu studieren. Für sie wird die Vorstellung, in Spanien zu leben, mit der Zeit immer reizvoller. Wenn ich einen guten Job bekomme, kann ich mir auch gut vorstellen, hier zu leben. Gerne würde ich auch in Deutschland studieren und dann

Spanisch- und Mathematiklehrer werden. Aber das steht alles noch in den Sternen. Ich denke, dass wir noch viele Abende und Nächte über unsere Wahlheimaten beraten werden. Sicher ist, dass wir zusammen leben wollen, egal wo.

Langer Weg aus Kasachstan nach Deutschland

Einreisejahr 1996

Mein Name ist Eugen Kirchner. Ich bin 17 Jahre alt und komme aus Kasachstan. So wunderschön dieses Land auch ist: es gibt für Eltern keine Arbeit und für Jugendliche keine Möglichkeit zur Berufsausbildung. Meine Eltern wollten für sich und vor allem für uns eine Zukunft. Also haben wir uns auf den Weg nach Deutschland gemacht. Schließlich waren wir ja auch Deutsche. Meine Urgroßeltern sind um 1780 dem Ruf Katharinas der Großen gefolgt und ans Schwarze Meer gezogen, um dort fruchtbares Land zu bewirtschaften. Während des zweiten Weltkrieges wurden meine Großeltern mit meinem Vater und meiner Tante nach Kasachstan deportiert, wo sie nicht nur neu anfangen mussten, sondern als Deutschstämmige auch diskriminiert und schikaniert wurden. Viele Jahre später lernte dort mein Vater meine Mutter kennen, die auch Deutsche war und sie versuchten, sich ein gemeinsames Leben aufzubauen. Aber die Situation in Kasachstan wurde nicht besser und als wir alt genug waren, die Reise anzutreten, beschlossen meine Eltern, nach Deutschland zurückzukehren.

Wir kamen vor sieben Jahren in Berlin am Bahnhof an. Alles war in Nebel getaucht und Deutschland sah gar nicht so verlockend aus, wie wir es uns vorgestellt hatten. Meine Schwester, mein Bruder und ich stritten trotzdem ständig um die besten Plätze am Fenster, damit wir möglichst viel von unserer neuen Heimat sehen konnten. Wir waren schon seit einer Ewigkeit unterwegs und konnten es nicht mehr erwarten. Alle stiegen mit sehr gemischten Gefühlen aus. Glücklicherweise erwartete uns unsere Tante, die schon vor ein paar Jahren nach Deutschland gegangen war. Wir waren froh darüber, dass sie schon da war, denn in ein völlig fremdes Land zu kommen, wenn man die Sprache nicht spricht, ist schwer.

Dass wir ausreisen würden, war schon lange klar gewesen, da es uns in Kasachstan wirklich schlecht ging und jeder davon schwärmte, was es in Deutschland alles gäbe und wie gut es einem dort gehen kann. Schließlich waren wir ja Deutsche und wussten, dass wir in Deutschland aufgenommen werden und Hilfe zum Einleben erhalten würden. Meine Tante brachte uns gleich zu einem der Aufnahmelager. Dort verbrachten wir vier Tage und konnten anschließend in ein Übergangslager gebracht werden. In diesen Lagern waren hauptsächlich Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion. Es war eng und sehr ungemütlich. Wir rannten mit der ganzen Familie von Amt zu Amt, um sämtliche Papiere anerkannt zu bekommen und Sozialhilfe und all das Zeug zu beantragen.

Irgendwie hatten uns alle erzählt, dass alles in Deutschland so einfach sei, aber das ist leider gar nicht der Fall. Wir fühlten uns oft nicht sehr willkommen. Weil wir von Sozialhilfe lebten, war es schwer, eine Wohnung zu bekommen. Glücklicherweise lernten wir schnell viele andere Auswanderer aus Kasachstan kennen, die schon länger in Deutschland waren und uns halfen. Wir baten einen Freund, bei den Vermietern anzurufen, da er besser deutsch sprach als wir. Wenn die Vermieter den russischen Akzent hörten, legten nämlich viele schon auf.

Ich war anfangs nicht sehr gut in der Schule, weil ich keine Lust hatte, zu lernen, und lieber mit den anderen Jungs spielte. Aber kurz vor meinem Hauptschulabschluss hab ich mich dann doch noch auf meinen Hosenboden gesetzt und viel gelernt und einen guten Abschluss gemacht. Mein Vater war sehr stolz auf mich und ich beschloss, auch noch den Realschulabschluss zu machen. Mein Vater war Landwirt in Kasachstan gewesen. In Berlin vermisst er die Natur und die Gerüche der Jahreszeiten. Deshalb war es ein großes Glück, dass uns Freunde einen kleinen Schrebergarten vermitteln konnten.

Dort verbrachten wir dann all unsere Sommer und meine Eltern bauten viel Gemüse und Obst an. Meine Mutter hat hier in Deutschland keine Arbeit gefunden, wie so viele Aussiedlerinnen. Deshalb ist sie besonders froh, dass

sie den Garten hat. Mein Vater arbeitet nun seit fünf Jahren in einer Fabrik und ist überglücklich, nicht mehr arbeitslos sein zu müssen. Ich habe eine Ausbildung als Automechaniker angefangen, weil Autos mich schon immer interessiert haben. Wir konnten uns ein gebrauchtes Auto kaufen. Wenn etwas kaputt war, reparierten mein Vater und ich es zusammen. Meine Ausbildung macht mir Spaß und mein Chef ist sehr nett zu mir, weil ich schon so viel Wissen habe.

Oft werde ich gefragt, ob ich denn nicht meine Heimat sehr vermisse. Ja, ich vermisse Kasachstan schon sehr, es gibt so viel Natur dort. Hier in Deutschland und gerade in der Gegend, wo wir wohnen, ist es sehr eng und es leben viele Menschen auf einem Haufen. Deshalb möchte einmal irgendwo in Deutschland wohnen, wo man so viel Himmel wie nur irgend möglich sehen kann.

Als „Gastarbeiter“ aus der Türkei nach Deutschland

Einreisejahr 1961

Mein Name ist Mustafa Gülay. Meine Heimat liegt in der Türkei, genauer in Bursa, der grünen Stadt. Ich lebe seit drei Wochen in Süddeutschland. Ich kam hierher, weil die Deutschen uns Türken hergeben haben. Sie brauchen Arbeiter aus dem Ausland. Die Angebote aus Deutschland klangen sehr verlockend. Es hieß, man könne gutes Geld verdienen. Ich hoffe, dass ich ein besseres Leben haben werde als Zuhause in der Türkei. Es ist natürlich schwer und schmerzhaft, dass ich dafür meine Familie zurücklassen musste. In Bursa leben meine Frau und mein Sohn, dessen 6. Geburtstag ich noch kurz vor meiner Abreise gefeiert habe. Außerdem lebt meine ganze Familie dort und ich vermisse alle sehr.

Aber es soll ja zu unser aller Nutzen sein. Irgendwann bauen wir uns mit dem gesparten Geld ein Haus und einen neuen Handwerksbetrieb mit Angestellten. Ich habe zuletzt in Istanbul eine klitzekleine Schusterei besessen und anschließend in Bursa ebenfalls als Schuster in meinem Ein-Mann-Betrieb gearbeitet. Es wird in der Türkei immer schwieriger, genügend Geld für eine Familie zu verdienen.

Ich denke, es wird zwei Jahre dauern und dann hat meine Familie mich wieder. Der Gedanke an meine Familie und dass ich das alles für unsere Zukunft mache, lässt mich das alles hoffentlich gut überstehen.

Ich arbeite nun in einer großen Schuhfabrik. Es sind noch nicht viele Türken hier in der Fabrik. Bisher arbeiten hauptsächlich Italiener hier, aber ich weiß von vielen Türken, dass sie auch vorhaben, hierher zu kommen. Um Geld zu sparen, wohnen wir in Baracken, die uns die Fabrik zur Verfügung stellt. Dort gibt es keine Duschen und Toiletten und so kann ich nur einmal in der Woche duschen. Das Leben besteht für mich hier nur aus Arbeit. Ich hoffe, dass es meiner Frau und meinem Sohn in der Türkei gut geht. Wir können leider nur sehr selten telefonieren, weil es so teuer ist. Sie fehlen mir sehr. In Deutschland muss ich mich erst noch zurecht finden. Es ist sehr schwierig, eine andere Sprache zu lernen. Die Deutschen finde ich nett und hilfsbereit, aber man wird nicht für voll genommen, wenn man die Sprache nicht gut beherrscht. Ich fühle mich oft einsam, weil man in der wenigen Freizeit kaum etwas machen kann: Zeitungen und Fernsehen verstehe ich noch nicht, es gibt keine Moschee oder türkischen Vereine. Es ist zum Beispiel auch schwer, Fleisch zu kaufen, denn deutsche Metzger schlachten das Vieh nicht so wie wir Moslems.

Jetzt bin ich schon fast seit fünf Jahren in Deutschland. Ich habe mich schon an Vieles gewöhnt. Meine Arbeit ist gut, ich habe nette Kollegen und verdiene gutes Geld. Natürlich ist nicht alles schön hier: es ist kalt, grau und viele Menschen wissen noch nicht, wie sie mit mir umgehen sollen. Man kann nicht einfach Freunde besuchen oder sich in ein Kaffeehaus setzen. Die Atmosphäre ist viel ernster und geregelter. Mein Bruder lebt seit einem halben Jahr auch hier und ich helfe ihm, wo ich kann.

Meine Familie habe ich zwei Mal besucht. Dabei habe ich ihnen von Deutschland vorgeschwärmt. Jetzt bekommen wir bald ein zweites Kind und ich habe eine Wohnung für uns vier im nächsten größeren Ort gefunden und mir ein Auto gekauft. In einer Woche werden meine Frau und mein Sohn zu mir nach Deutschland ziehen. Mein zweites Kind wird dann also auf deutschem Boden geboren werden. Wer hätte das gedacht, denn eigentlich wollte ich ja so bald wie möglich wieder zurück in meine Heimat. Mein älterer Sohn war in Bursa schon in die erste Klasse gegangen und ich habe ihn nun noch mal für die erste Klasse in der deutschen Grundschule angemeldet. Es wird bestimmt nicht leicht für ihn werden, schließlich spricht er kein Wort Deutsch. Aber ich

habe schon viele Bücher für ihn gekauft und werde jeden Tag mit ihm üben, damit er die Sprache zügig erlernt. Denn die Sprache ist das Wichtigste. Meine Frau hat noch Angst, sie war schließlich noch nie im Ausland. Meine Kollegen haben teilweise auch schon ihre Familien nachgeholt und ich kann mir gut vorstellen, dass meine Frau hier glücklich werden kann. Es sieht so aus, als würde es wohl doch noch eine Weile dauern, bis wir wieder in die Türkei zurückgehen.

(Mustafa Gülay ist mit 65 Jahren in Rente gegangen. Seine Kinder sind in Deutschland fest verwurzelt. Sein Sohn hat in Deutschland studiert und mit einer türkischen Frau eine Familie gegründet. Seine Tochter arbeitet als Reisekauffrau und hat einen deutschen Mann geheiratet. Mustafa Gülay und seine Frau selbst sind als Rentner im Jahre 2000 wieder in die Türkei zurückgekehrt. Vor allem seine Frau war darüber sehr glücklich, denn für sie ist Deutschland ein fremdes Land geblieben.)

Wurstbrot und Pasta: Von Palermo nach Hamburg

Einreisejahr 1955

Ich heiße Gina di Lorenzo und komme aus dem südlichsten Teil Italiens: Sizilien. Die meisten Deutschen kennen Sizilien nur aus Berichten über die Mafia. Deshalb wurde ich am Anfang oft gefragt, ob ich eine Waffe trage. Was die meisten Deutsche nicht wissen ist, wie wundervoll die Sonne und das Meer in Palermo sind. Oh, wie sehr habe ich die Sonne vermisst in Hamburg. Als 1955 der erste Anwerbevertrag zwischen der deutschen und der italienischen Regierung abgeschlossen wurde, machte ich mich gleich auf den Weg zur Bewerbungsstelle. Ich wurde auf meinen gesundheitlichen Zustand hin untersucht und musste einige Papiere ausfllen. Kurze Zeit darauf erhielt ich ein Zugticket nach Hamburg und einen zweijährigen Arbeitsvertrag in einer Elektrofabrik. Der Abschied von der Familie war schwer. Ich war gerade 19 Jahre alt. Meine Mutter weinte und weinte - bis der Zug sich endlich in Bewegung setzte - und meine kleinen Schwestern hrten nicht auf, mit ihren selbstbestickten Taschentüchern zu winken. Mein Vater stand gefasst da und wischte sich erst, als der Zug schon anrollte, flüchtig eine Trne von der Wange. Ich war sehr aufgeregt. Meine Gefühle waren eine Mischung aus Neugier, Angst und Abenteuerlust. Den anderen jungen Frauen, die das Abteil mit mir teilten, ging es genauso. Wir redeten die ganze Zeit über unser neues Leben und über Deutschland und was wir davon gehört hatten. Als wir nach vielen Stunden endlich den Bahnhof Hamburg Altona erreichten, war uns allen etwas mulmig zumute. Wir wurden am Bahnhof von zwei Frauen abgeholt: eine sprach deutsch, die andere übersetzte ins Italienische. Ein Bus fuhr uns in ein Frauenwohnheim für Arbeiterinnen aus dem Ausland. Das Wohnheim lag am Rande der Stadt und glich einer Kaserne. Die Flure waren lang und schmucklos. Die Baderäume kahl und kalt. Die Unterkünfte für uns junge Frauen waren ohne jeden Komfort: immer sechs Frauen in einem Zimmer, drei Stockbetten, zwei Schränke, ein Tisch und sechs Sthle. Die Kche benutzten alle Frauen gemeinsam. Insgesamt waren wir 60 Frauen im Wohnheim.

Am nächsten Tag ging es gleich schon in die Fabrik. Ich wurde einer Gruppe zugeteilt, die kleine Drähte an Radios lten musste. Die Arbeit war langweilig, aber nicht sehr schwer, nur der Geruch beim Löten war unangenehm. Die Deutschen waren nett zu uns. Manche boten uns in der Mittagspause Wurstbrot mit sauren Gurken an. Wir brachten dann im Gegenzug kalte Pizza mit, die wir am Abend im Wohnheim gebacken hatten. Wir verständigten uns mit Händen und Füßen. Und schon bald brachten wir unsere ersten Sätze auf Deutsch heraus. Die Deutschen liebten unsere Pizza. Da brachten wir auch Pasta zur Mittagspause mit. Auch die Nudelgerichte stießen auf große Begeisterung im Betrieb. Eines Tages wurde ich gefragt, ob ich nicht in die Betriebskantine wechseln möchte. Eine gute Köchin würde dort gebraucht. Ich sagte sofort: Si - Ja. Von diesem Tag an arbeitete ich in der Betriebskche und kochte wie eine Weltmeisterin Pasta und Pizza. Ich freute mich, wenn es meinen Kollegen und Kolleginnen schmeckte. Auch im Wohnheim übernahm ich bald das Kochen. Die Frauen bezahlten mich fürs Einkaufen und Kochen. Ich sparte und sparte. Endlich hatte ich genug Geld, um meinen lange gehegten Traum zu verwirklichen: Zusammen mit zwei Freundinnen mietete ich ein kleines Lokal in der Stadt. Wir dekorierten es mit Postern aus Sizilien und italienischen Weinflaschen und fingen an, zu kochen. Die Leute kamen in Scharen: Italienische „Gastarbeiter“ genauso wie deutsche Italienliebhaber. Unsere „Dolce Vita“ ist ein Dauerbrenner geworden, der bis heute im Restaurantfhrer Hamburgs aufgeführt wird. Wir drei Frauen haben es geschafft. Wir haben das Wohnheim und die Fabrik hinter uns gelassen. Wir sind selbständig und verdienen genug Geld, um unseren Familien etwas nach Hause zu schicken. Ein Mal im Jahr reisen wir nach Sizilien und schauen unseren Müttern beim Kochen auf die Finger. Als Köchin lernt man nie aus. Zurück wollen wir nicht. Wir lieben unser neues Leben.

Aus Liebe von Brasilien nach Bayern

Einreisejahr 1996

Ich heiße Lucia Morgado und komme aus Recife, einer großen Stadt im Norden Brasiliens. Ich bin 32 Jahre alt und lebe in einem Dorf in Bayern. Dort wohne ich mit meinem deutschen Mann Karsten und unseren zwei Kindern. Aufgewachsen bin ich in einer Favela, einem so genannten „Armenviertel“. Bei diesem Wort denken die meisten Deutschen sofort an Slums. Es gibt zwar auch richtige Armutsviertel in Brasilien, aber auch die untere Mittelschicht, aus der ich stamme, lebt oft in Favelas. Meine Familie und ich hatten ein eigenes Haus mit Wasser- und Stromanschluss. Mein Vater ist Taxifahrer und meine Mutter Friseurin. Mit ihrem kleinen aber ausreichendem Einkommen konnten sie mir und meinen drei Geschwistern eine unbeschwertere Kindheit ermöglichen. Ein großes Problem für diejenigen in Brasilien, die nicht viel Geld haben, ist jedoch die Schulbildung. Zwar gibt es öffentliche Schulen, aber dort fällt der Unterricht oft aus, weil die Lehrer wegen der schlechten Bezahlung oft im Streik sind. Als ich nach acht Jahren – so lange dauert offiziell die Schulpflicht – mit der Schule fertig war, half ich meiner Mutter in ihrem hauseigenen „Friseursalon“. In Brasilien gibt es keine Berufsausbildungen an Berufsschulen wie in Deutschland; nur an der Universität kann man einen Berufstitel erwerben und dafür muss man viel bezahlen. Sonst macht jeder das, was er kann.

Nach Deutschland kam ich das erste Mal mit 19 als Au-pair-Mädchen. Ich wollte unbedingt Deutsch lernen, um in der Tourismusbranche arbeiten zu können. Mit meiner Gastfamilie in Hamburg, hatte ich wirklich Glück. Ich musste nur auf deren Kleinkind aufpassen; den Haushalt versorgte eine Haushaltshilfe. Sie waren sehr nett zu mir und haben mich sehr unterstützt. Trotz der netten Gastfamilie hatte ich aber bald Heimweh und die 12 Monate weg von daheim waren dann doch sehr lang.

Die Familien haben in Brasilien einen viel engeren Kontakt zueinander als deutsche Familien. Die wenigsten haben auch die finanziellen Mittel, auszuziehen, bevor sie nicht eine eigene Familie gegründet haben. Oft wohnen sogar Ehepaare noch bei ihren Eltern.

Als ich wieder zurück in Brasilien war, fand ich tatsächlich eine Anstellung in einem großen Hotel an der Rezeption. Die Bezahlung ist im Fremdenverkehr für brasilianische Verhältnisse gut. So konnte ich meine Familie unterstützen und für meine jüngeren Geschwister eine bessere Ausbildung bezahlen.

Bei der Arbeit lernte ich dann auch meinen Mann Karsten kennen, der Gast in unserem Hotel war. Oft wurden wir von männlichen Gästen schlecht behandelt, weil sie der Meinung sind, brasilianische Mädchen seien leicht zu haben. Karsten war ganz anders. Ich habe zwar gemerkt, dass er sich für mich interessiert, er war aber sehr zurückhaltend und höflich. Das hat mir gefallen und schließlich sind wir zusammengekommen. Leider musste er bald wieder zurück nach Deutschland. Wir blieben aber in Kontakt und er lud mich nach Deutschland ein. Die Reise konnte ich mir unmöglich leisten und so hat Karsten die Kosten für das Flugticket übernommen. Die Zeit bei Karsten war so schön, dass wir an eine gemeinsame Zukunft dachten. Karsten wollte, dass ich ganz zu ihm ziehe. Mir fiel die Entscheidung nicht leicht, weil das bedeutete, meine Heimat verlassen zu müssen. Es war schnell klar, dass wir heiraten mussten, wenn wir dauerhaft zusammenbleiben wollten. Damit ging der Papierkrieg erst richtig los. Da das in Brasilien viel unbürokratischer geht, heirateten wir in Brasilien und nachdem die Papiere für Deutschland umgeschrieben waren, konnte ich dann mit ihm nach Deutschland gehen.

Mittlerweile lebe ich seit sieben Jahre hier und wir haben in der Zeit zwei Kinder bekommen. Ich habe mich einigermaßen eingelebt, aber Vieles ist für mich immer noch fremd und ungewöhnlich. Im Dorf werde ich zwar nett behandelt, aber ich habe schon ein paar Mal mitbekommen, dass von mir als „der Negerin“ gesprochen

wurde. Ich weiß zwar, dass das nicht böse gemeint ist, aber es verletzt mich trotzdem. Viele denken auch, ich wäre „aus dem Katalog“. Das ist schon sehr gemein, aber mittlerweile akzeptieren mich unsere Nachbarn, glaube ich. Karstens Familie und Bekannte haben mich sofort ins Herz geschlossen. Außerdem spreche ich inzwischen ja sehr gut deutsch.

Aber was ich wohl nie verstehen werde, ist die deutsche Bürokratie und dass alles so streng geregelt ist. Ich wollte wieder arbeiten und hatte die Idee, wie meine Mutter einen Friseursalon aufzumachen. Doch das geht hier nicht so einfach, denn dazu müsste ich erst einmal eine Ausbildung und dann noch meinen „Meister“ machen. Ich habe das Gefühl, dass ohne das richtige Stück Papier hier überhaupt nichts geht. Es ist nicht leicht für mich, nur zu Hause zu sein. Ich bin jung und will arbeiten, habe Ideen, darf aber nicht.

Trotzdem gefällt es mir hier. Ich vermisse zwar meine Familie, aber wir haben uns vorgenommen, sie alle zwei Jahre zu besuchen. Von der Absicherung in Deutschland bin ich immer mehr beeindruckt. Man wird nicht allein gelassen, wenn man krank oder arbeitslos wird. So läuft alles ganz gut für meine Familie und mich. Bayerin werde ich aber auf absehbare Zeit trotzdem nicht werden.